

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 234 Bromberg, den 12. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(15. Fortsetzung. . (Nachdruck verboten.)

Graf Ugo traf eine ganze Reihe Bekannte auf dem Rennplatz und stellte Dixi seine Freunde vor.

Graf Ugo behandelte Dixi mit allem gebührenden Respekt und kam ihr in taktvollster Weise entgegen, nahm sie vollkommen als Dame der Gesellschaft.

Das tat ihr wohl und gab ihr ein beruhigendes Gefühl.

Dazu kam, daß er ein hübscher, eleganter Mann war, großgewachsen, sicher im Auftreten. Er gefiel Dixi, ohne daß sich ihr Herz entflammte.

Als sie abends wieder heimfuhren, stellte Dixi fest, daß es sehr nett gewesen war.

Sie sagte das auch Irene de Larma, die sie bei der Rückkehr empfing und mit Beschlag belegte. Dixi hatte immer geglaubt, daß Irene die erklärte Freundin oder, noch klarer gesprochen, seine Geliebte wäre, heute aber, da die Filmschauspielerin ganz unbefangen ist, als sie mit dem Grafen Bossewitz zurückkommt, glaubte sie es nicht mehr.

Der Bürgermeister Justus Kirsch empfängt den Grafen Ugo vor dem „Grünen Kranz" zusammen mit Irene.

„Muß Sie dringend sprechen, Herr Graf!" sagt er leise, wichtig.

„Was gibt's, Herr Bürgermeister?"

„Ein Herr aus Berlin, von der Kriminalpolizei, ist da!"

Graf Bossewitz erschrickt, hat sich aber gleich wieder in der Gewalt.

„Was will denn die von uns?"

„Lassen Sie uns gleich zum Rathaus fahren, Herr Graf. Der Herr will Punkt ½9 Uhr wiederkommen."

„Ich muß erst einen Sprung nach Hause, Herr Bürgermeister. Erwarten Sie mich in 10 Minuten!"

„Gern, Herr Graf."

*

Graf von Bossewitz sitzt mit dem Bürgermeister zusammen dem Kriminalbeamten Kolbe aus Berlin gegenüber. Kolbe ist ein Mann Ende der Vierzig, mit einem gewissen Anstrich von Wichtigtuerei.

„Herr Generaldirektor," spricht er zu dem Grafen. „Deutschland wird gegenwärtig mit einer Flut von falschen Scheinen überschwemmt und zwar vorzugsweise Scheine in der Höhe von 10 Mark, 20 Mark, 50 Mark und 100 Mark. Größere Werte sind noch nicht festgestellt worden. Alle Bemühungen der Kriminalpolizei waren bisher umsonst, alle Spuren, die wir aufnahmen, verliefen sich. Jetzt ist nun der Fall eingetreten, daß ein Herr Direktor Schwalbe in Berlin auf der Bank eine Einzahlung machte, und dabei wurde festgestellt, daß darunter ein falscher 100-Markschein war. Die Befragung ergab, daß dieser Herr Schwalbe erklärte, den Schein hier in Pulkenau erhalten zu haben."

„Nicht möglich!"

„Ja! Er konnte sich allerdings nicht mehr besinnen wo, aber von Pulkenau hat er ihn mitgebracht."

„Aber hat er es denn nicht gleich gemerkt?"

„Ausgeschlossen, mein Herr. Das ist ja kaum zu merken. Die Fälschungen sind so fabelhaft, daß kaum ein Unterscheidungsmerkmal den echten gegenüber besteht. Man taxiert, daß über vier Millionen bis jetzt untergebracht worden sind."

„Das ist ja entsetzlich!" meinte Graf Bossewitz. „Das bedeutet eine ganz gewaltige Schädigung der Reichsbank und damit des Reichs."

„Zweifellos, Herr Generaldirektor. Ich habe nun den Auftrag bekommen, in Pulkenau Recherchen zu veranstalten. Ich weiß natürlich, daß das sehr schwer, wenn überhaupt möglich ist. In Pulkenau, das sich ja einfach fabelhaft entwickelt hat, sind soviel Besucher, daß man den Mann, der den Schein ausgab, schwer finden wird. Wer weiß, ob er überhaupt eine Ahnung hatte, daß der Schein falsch war."

„Freilich!" nickte Bürgermeister Kirsch.

„Es liegt mir nun sehr an Ihrer Unterstützung!" fuhr der Kriminalist fort. „Sie, Herr Bürgermeister" können die Beamten der Stadt, auch die Beamten der Post usw., darauf aufmerksam machen und eine starke Kontrolle einleiten."

„Das wird selbstverständlich geschehen, Herr Inspektor!"

„Und Sie, Herr Generaldirektor, haben gewiß die Güte und unterrichten die einzelnen Geschäftsleute der Stadt Pulkenau, daß auch diese alle Aufmerksamkeit dem Gelde zuwenden und sofort Meldung machen, wenn ein falscher Schein auftaucht. Wir würden Sie bitten, den Betreffenden festzustellen, gegebenenfalls festzuhalten und dem Polizeipräsidium Nachricht zu geben und zwar Anschluß 117. Dann melde ich mich und werde unverzüglich alle notwendigen Maßnahmen ergreifen."

„Das wird gern geschehen, Herr Inspektor! Sie dürfen überzeugt sein, daß wir alles tun, damit der Ruf Pulkenaus als Kurort unangetastet bleibt."

„Jawohl, meine Herren. Daran haben Sie ebenso wie wir ein Interesse. Die Angelegenheit ist delikater Natur. Ich will Ihnen jetzt noch die Unterschiede zwischen den falschen und den echten Scheinen erklären."

Es waren nur ganz winzige Abweichungen, die er ihnen mitteilen konnte. Aufmerksam hörte man ihm zu.

Dann versicherte man ihm noch, daß man alles tun wolle, und der Bürgermeister bat den Kriminalisten, heute sein Gast zu sein.

Inspektor Kolbe sagte zu und am Abend war man im „Grünen Kranze" noch in angenehmer Unterhaltung beisammen.

Inspektor Kolbe erzählte von der für den August geplanten Tagung der Kriminalisten Deutschlands.

„Haben Sie den Kongreßort schon bestimmt, Herr Inspektor?" fragte der Generaldirektor liebenswürdig.

„Noch nicht! Das soll in etwa 8 Tagen in der Sitzung geschehen."

„Würden Sie da unser Bad Pulkenau mit in Vorschlag bringen, Herr Inspektor? Es würde uns zur hohen Ehre gereichen, den Kongreß in unseren Mauern zu haben."

„Das wäre ein Gedanke! Schließlich muß es ja nicht immer eine Großstadt sein. Ich werde gern das aufstrebende Pulkenau mit empfehlen."

„Wir würden Ihnen den Aufenthalt so angenehm wie nur möglich gestalten, Herr Inspektor!" sprach Graf Ugo

wieder. „Was Ihnen Pulkenau bieten kann, wird es gern tun. Niedrige Preise würden Ihnen eingeräumt, wir veranstalten Ihnen zu Ehren ein großes Parkfest mit Konzert und Feuerwerk. Es wäre der erste Kongreß in unseren Mauern, und es soll uns ein Vergnügen sein, ihn uns etwas kosten zu lassen."

Der Inspektor gewann immer mehr Interesse.

„Was geschehen kann von meiner Seite, wird getan, Herr Graf. Es soll mir ein Vergnügen sein, einmal einige Tage nicht dienstlich, sondern lediglich als Kongreßteilnehmer in Pulkenau zu weilen."

Bei einer Flasche seinen alten Burgunders feierte man den künftigen Kongreß.

*

Irene de Larma langweilte sich im „Grünen Kranze".

Sie dachte an die fidele Stunde drüben im „Ochsen" und beschloß, nach drüben zu gehen.

Dixi war beschäftigt, so ging sie allein über den Marktplatz und betrat das Gastzimmer, das gut besucht war.

Magda empfing sie sehr freundlich und so nett, als sei sie immer hier zu Gast gewesen.

„Das ist aber nett, daß Sie uns wieder einmal das Vergnügen geben, gnädige Frau."

„Noch Fräulein!" lachte Irene und nahm die dargereichte Hand gern entgegen.

„Sie auch! Ach Gott, wir armen Mädchen! Was darf ich Ihnen bringen, gnädiges Fräulein?"

„Sicher doch Sekt!" lachte Rudi von der Tür her.

Irene freute sich, als sie sein frisches, männliches Gesicht wieder sah. „Sekt? So toll geht's nicht immer! Ich trinke heute . . . ein Glas gutes Bier! Ihr Bier ist doch gut?"

„Unser Bier ist Klasse unter Klasse! Hochfein, bekömmlich, aromatisch und kräftig, aber man sagt . . . es zerstört die schlanke Linie."

„Ach was, bei Ihnen hat's das Bier auch nicht getan!"

„Bei mir? Aber gnädiges Fräulein, das ist doch nicht möglich. Ich trinke ja nur Milch und Himbeerwasser!"

Allgemeines Lachen. Rudi trat näher und drückte Irene herzlich die Hand. „Ich habe schon Sehnsucht nach Ihnen gehabt, gnädiges Fräulein. Ich sag's ja . . . heut stimmt's mal wieder . . . und das Licht scheinet in der Finsternis!"

Irene blieb beim Bier, und Rudi brachte das schäumende Naß.

„Ist's gestattet, Ihnen ein wenig Gesellschaft zu leisten, gnädiges Fräulein?"

„Bitte sehr!"

„Sie sind heute allein?"

„Ja, vermissen Sie die anderen?"

„O nein! Dixi wird ja drüben von ihrem Grafen so nett unterhalten, und Ihre Freundin ist, wie ich hörte, wieder abgereist."

„Das stimmt! Ich werde ihr bald folgen."

„Das ist schade! Jetzt, da wir so nette Bekannte geworden sind."

„Wirklich?"

„Ich kann's sagen! Sie auch?"

„Oh ja, wenn mir die frohe Stunde nicht gut im Gedächtnis geblieben wäre, dann hätten Sie mich gewiß nicht wiedergesehen. Übrigens — ich habe schon meinem Regisseur geschrieben. Er holt mich ab und will Sie kennenlernen."

„Ui je, ich glaube mit dem Filmen wird nichts."

„Haben Sie keine Lust?"

„Offen gestanden nein. Ich stelle es mir ganz interessant vor, aber ich weiß nicht . . . es paßt mir nicht recht, daß mir die Kamera da mein Gesicht stehlen will und jeder kriegt's gegen fünf Groschen oder mehr Entree hingeworfen."

„Sie sind ein komischer Mensch! Ein anderer würde an die Decke springen."

„Sie haben schon recht, aber . . . ich kann jetzt von hier nicht weg. Mich bindet so mancherlei hier. Der Vater . . . und noch andere."

„Und die . . . Dixi?"

„Aus! Die mag mit ihrem Grafen selig werden, mit dem sie heute nach Berlin gebummelt ist."

„Eifersüchtig?"

„Ausgeschlossen! Ich sage nur . . . aus! Das ist's übrigens schon länger."

„So schnell vergessen die Männer!" spricht Irene nachdenklich.

„Vergessen . . . das vielleicht nicht! Aber . . . abschließen mit unnützen Illusionen . . . das kann ein Mann."

„Ach, ihr Männer, große Töne und nichts dahinter!"

„Sie müssen schlechte Erfahrungen gemacht haben?"

„Ja und nein! Ich habe Augen und Ohren offengehalten, und da habe ich viel gehört."

„Sie sind Berlinerin, gnädiges Fräulein?"

„Waschecht, hören Sie das nicht an meiner Sprache?"

„Nein, an der Sprache nicht, ich spüre es an der Art. Erlauben Sie mir eine Frage? Darf ich einmal neugierig sein?"

„Sie dürfen!"

„Wie sind Sie eigentlich auf Pulkenau gekommen?"

„Es wundert Sie, daß ich hier bin?"

„Ja, sehr sogar. Ich stelle mir Berlin für Sie doch interessanter vor als Pulkenau."

„Das ist's zwar auch, aber ich hatte einmal Sehnsucht . . . nach Stille!"

„Köstlich! Und da sind Sie nach Pulkenau gekommen?"

„Ja, mein guter Bekannter, Graf Bossewitz, erzählte mir ein paar Worte, und ich bin mit ihm hierhergekommen. Es war eine Enttäuschung, ich muß es gestehen. Ich dachte an eine der friedlichen, behaglichen Markstädte und finde einen Ort, der sich müht, noch mondäner als Berlin zu sein."

„Ein Spielernest!"

„Das auch! Das gefällt Ihnen nicht?"

„Nein, das gefällt mir nicht."

„Aber es bringt Geld nach Pulkenau!"

„Und verdirbt die einfachen Menschen dieser kleinen Stadt. In diesen paar Monaten ist aus einer fleißigen, zufriedenen, einfachen Ackerbürgerstadt etwas anderes geworden, ein förmlicher Rausch ist über sie gegangen, jeder möchte erraffen, möchte an dem Geldsegen teilhaben. Man hat's den Fremden, die ihre Klubs, die ihre Ekartéstuben haben, nachgemacht. Man begnügt sich nicht mehr mit dem harmlosen Skat um die zehntel oder viertel Pfennige, nein, jetzt geht's um die Ganzen, um die Zweier und sogar noch höher. Ja, unsere Bewohner spielen schon Ekarté. Das Wirtshausleben hat in einem Umfange zugenommen, daß es nicht gut ist. Polizeistunde ist ja hier ein unbekannter Begriff."

„So spricht der zukünftige Ochsenwirt!" spottet Irene.

„Ja, so spreche ich. Die anderen auch. Glauben Sie mir, kein vernünftiger Wirt liebt Gäste, die über ihre Kräfte gehen. Kein Wirt liebt einen Gast, der auf das Zuhause pfeift und sich die ganze Zeit im Wirtshause herumdrückt. Daran haben wir alle kein Interesse."

„Ihre Ansicht ist sehr vernünftig. Aber selten!"

„Nicht so selten, wie Sie glauben. Pulkenau ist Bad geworden, gut, die Dummheit ist gemacht, man findet sich damit ab, daß eine an sich reizlose Stadt den Größenwahn gehabt hat. Aber man soll's nicht übertreiben. Wohin der Graf, der Generaldirektor, steuert, das wissen wir alle. Um Pulkenaus willen kommt keiner der vielen Wochenendgäste nach hier. Das Spiel lockt. Man glaubt, daß man hier bei uns, in der kleinen Stadt, ungestört spielen kann. Ich bin fest überzeugt, daß das Glücksspiel jetzt eine Heimstätte in unseren Mauern gefunden hat."

„Sie werden sich darin nicht irren. Pulkenau aber profitiert davon. Es fließt Geld nach hier. Geld stinkt nicht."

Rudi tat einen tiefen Seufzer.

„Ich hatte es mir anders gedacht. Ganz anders. Aber jetzt ist ja alles nicht mehr aufzuhalten."

„Nein, es geht alles seine Bahn. Leugnen werden Sie aber nicht, daß Graf Bossewitz mit seltenem Geschick auch dem landschaftlichen Bild der Stadt viel gegeben hat. Die Stadt wirkt anmutig, freundlich .. bunt."

„Das gebe ich zu, aber daß er die Poesie aus der Stadt verbannen will und unserem Nußbaum, unserem „Blauen Ochsen", zu Leibe will, das verstehe ich nicht. Das vergebe ich ihm nie."

Er erhob sich und trat zu dem Büfett. Magda hatte ihm gewinkt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind muß abgehärtet werden, aber wie?

Von Dr. med. et phil. **Gerhard Venzmer**-Stuttgart.

Es gibt, zumal in der Großstadt, nicht wenige Kinder, die ihren Eltern dadurch schwere Sorge bereiten, daß sie in beinahe regelmäßigen Abständen an allen möglichen katarrhalischen Erscheinungen, an Schnupfen, „rotem Hals", Rachen- und Luftröhrenentzündungen, Husten, Mandelschwellung usw. erkranken. Solche Kinder sind „ewig erkältet", die Eltern zerbrechen sich den Kopf darüber, wie dem abzuhelfen sei, und wenden alle erdenklichen Maßnahmen an, um ihre Lieblinge „abzuhärten". Dabei wird dann der Grundsatz befolgt, daß man die Anfälligkeit für „Erkältungen" am zweckmäßigsten dadurch herabsetzen könne, indem man den Körper vorsichtig an den schädigenden Einfluß, also an die Kältereize, gewöhnt; d. h. man läßt die Sorgenkinder bei offenem Fenster schlafen, verabfolgt ihnen morgens kalte Waschungen, Abgießungen, Duschen usw.

Der Gedankengang, der solchen Verfahren zugrunde liegt, wäre richtig, wenn es feststände, daß jene häufig wiederkehrenden Halsentzündungen, Mandelschwellungen und Katarrhe wirklich durch Kältereize ausgelöst werden, also in der Tat nur als „Erkältungen" aufzufassen sind. Hieran muß aber nach den neuesten Untersuchungsergebnissen der ärztlichen Forschung, so auch nach den eingehenden Beobachtungen, die am Waisenhause und Kinderasyl der Stadt Berlin angestellt wurden, erheblich gezweifelt werden. Zwar treten sowohl bei Erwachsenen als auch bei Kindern Katarrhe in der „dunklen Jahreszeit", d. h. etwa von Dezember bis März und April, am häufigsten auf. Aber müssen es unbedingt Kältereize sein, die hierfür verantwortlich zu machen sind? Können nicht ebenso andere Erscheinungen des Winters, z. B. Nässe, Vitaminarmut der Nahrung und andere, noch gar nicht aufgeklärte Einflüsse die natürliche Widerstandskraft des Körpers herabsetzen? Daß wirklich sehr wohl auch Ursachen, die mit Kältereizen nichts zu tun haben, Katarrhe auslösen können, zeigt folgendes Beispiel: Gar nicht selten treten, wie es ja jeder schon beobachtet haben wird, katarrhalische Erkrankungen im Frühjahr nicht bei kaltem, regnerischem und windigem Wetter, sondern gerade nach den ersten warmen, sonnigen Tagen g e h ä u f t auf. Man erklärt sich das damit, daß durch die ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes eine Verschiebung im Salzverhältnis der Körpergewebe bewirkt wird, und zwar in dem Sinne, daß die Gewebe infolge vermehrten Wassergehaltes in einen erhöhten Quellungszustand geraten. Dieser macht sich besonders bei den Schleimhäuten geltend, welche die Körperöffnungen auskleiden; und da eine solche, in gesteigertem Quellungszustand befindliche Schleimhaut des Rachens und der Luftröhre etwa eindringenden Keimen einen besonders günstigen Boden bietet, so sind Katarrhe, Luftröhrenentzündungen usw. die natürliche Folge. Sie haben aber, obgleich landläufig als Erkältungskrankheiten bezeichnet, gar nichts mit Erkältungen im wahren Sinne des Wortes zu tun, sind vielmehr reine Ansteckungen; und ebenso liegen die Dinge bei einer Unzahl weiterer, immer und immer wieder als Erkältungen bezeichneter katarrhalischer Erkrankungen. Gegen sie muß eine Abhärtung, die sich lediglich gegen K ä l t e e i n f l ü s s e richtet, natürlich versagen; wir werden also lernen müssen, unsere Anschauungen über zweckmäßige Abhärtung auf eine neue Grundlage zu stellen.

Zunächst ist zu beobachten, daß die heutige kinderärztliche Wissenschaft dem Nutzen der so beliebten Kaltwasserkuren zumal bei anfälligen Kindern sehr zurückhaltend gegenübersteht. Man ist sich längst darüber einig, daß kalte Übergießungen und Duschen für den kindlichen Organismus keineswegs so gesund sind, wie dies in weiten Kreisen immer noch angenommen wird; daß sie vielmehr geradezu gesundheitsschädlich wirken können, indem sie dem Nervensystem schaden, die Neigung zu Katarrhen, zumal Luftröhrenentzündung, Lungenentzündung und Dickdarmkatarrh noch erhöhen und so das genaue Gegenteil des gewünschten Erfolges bewirken. Gerade mit der Kaltwasser-Abhärtung sollten Eltern, die ihre Kinder gesund sehen möchten, besonders vorsichtig sein; allenfalls kann man das Kind morgens, sobald es aus dem Bett kommt, auf einen Stuhl stellen und um den Körper ein nasses, zimmerwarmes, ausgewrungenes Tuch legen, das vom Hals bis zu den Füßen reichen soll. Damit wird die Haut tüchtig eine halbe bis eine Minute gerieben, worauf mit einem trockenen Frottiertuch gründlich nachgerieben wird. Rötet die Haut sich jetzt und empfindet das Kind ein angenehmes Wärmegefühl, so hat das Verfahren seinen Zweck erreicht; anderenfalls war es geradezu schädlich und sollte keineswegs wiederholt werden.

Beinahe wichtiger noch als eine solche Kälte-Abhärtung ist nach dem oben Gesagten aber die Abhärtung gegen Ansteckungen, d. h. gegen das Eindringen schädlicher Keime. Vor der Berührung mit solchen Keimen in geschlossenen, von zahlreichen Menschen besuchten Räumen, in der Schule, der Elektrischen Bahn usw. werden wir unsere Kinder praktisch nicht bewahren können. Wohl aber können wir unsere Schleimhäute gegen das Eindringen der Krankheitskeime widerstandsfähiger machen und überhaupt die allgemeine Widerstandskraft des Organismus heben. Dies geschieht vor allem durch eine zweckmäßige Ernährung, die nach der heutigen Ansicht der Kinderheilkunde überhaupt das zuverlässigste Abhärtungsmittel darstellt.

Von dem früher geübten Verfahren, anfällige Kinder mit großen Mengen von Milch und Eiern vollzustopfen, ist man heute abgekommen; die moderne Ernährungslehre hat als beste abhärtende Kost für empfindliche Kinder, die häufig von Katarrhen heimgesucht werden, eine eiweißarme und gemischte Nahrung erkannt, die also in reicher Menge Obst und Gemüse bevorzugt und auch Butter gestattet; den Genuß von Fleisch, Eiern und Zucker dagegen tunlichst einschränkt und an Milch täglich nur etwa ein viertel bis ein halbes Liter erlaubt. Eine solche vorbildliche Kost, wie sie von einem unserer besten Kinderärzte und Kenner der kindlichen Ernährung, Universitätsprofessor Dr. E. Feer, empfohlen wird, würde sich z. B. folgendermaßen zusammensetzen: Morgens, zum ersten Frühstück, Milch, die mit Malzkaffee oder leichtem Tee verdünnt ist; dazu Brot oder Semmel mit wenig oder keiner Butter. Das zweite Frühstück besteht aus rohem Obst; das Mittagessen beginnt mit einer festen Suppe aus breiartig zerkochten Hülsenfrüchten (Bohnen, Erbsen, Linsen), woran sich frische Gemüse wie Spinat, Karotten, Kohlrabi, Blumenkohl, Salat und Schnittbohnen anschließen, denen etwas zerkleinertes Fleisch beigegeben werden kann. Selbst in der Jahreszeit, in der Frischgemüse teuer sind, sollte nach der den ärgsten Hunger stillenden „handfesten" Suppe wenigstens eine bescheidene Portion gegeben werden. Die Nachmittagsmahlzeit gleich dem ersten Frühstück; als Abendbrot wird wiederum wenig Fleisch in zerkleinerter Form mit Brot und wenig Butter oder mit Kartoffeln und Reis gereicht; als Getränk dazu schwacher Tee oder Wasser mit Fruchtsaft. Daß dieses Schema nicht starr innegehalten zu werden braucht, sondern je nach den besonderen Verhältnissen abgewandelt werden kann, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Wer sein Kind in dieser Weise ernährt, wird ihm die beste „Abhärtung" zuteil werden lassen und dazu beitragen, daß die Anfälligkeit und Katarrhneigung nachläßt. Ohnehin pflegt sich ja mit dem Heranwachsen des Kindes die Schleimhautempfindlichkeit allmählich zurückzubilden, und dieser Vorgang wird durch die beschriebene Abhärtungs-Ernährung aufs günstigste unterstützt.

Ein Mann unterwegs.

Skizze von Lily Biermer-Wiesbaden.

Ja — wer ist eigentlich Sebastian? Die Leute wissen es nicht. Sie zucken die Achseln, wenn auf ihn die Rede kommt, einige sind sogar unter ihnen, die sprechen es offen aus: Er ist ein Narr. Und sie lächeln geringschätzig dazu. Aber das kommt wohl nur daher, daß Sebastian anders ist als sie, ein Eigenbrötler, der keinen Teil hat an ihrem Leben. Er ist allein, er hat weder Eltern noch Familie, er besitzt keinen eigenen Hausrat und keine lebendige Seele, die seinem Herzen nahesteht. Er kennt nur seine Arbeit, grobe Arbeit auf dem Acker und im Stall. Sorge um Sonne und Regen, die das wachsende Korn zur Reife brin-

gen, ist ein gutes Ding. Ein vertrauliches Schnauben der Pferde, eine Liebkosung ihrer weichen, schlappenden Mäuler ist vielleicht besser als Freundschaft der Menschen. Sebastian jedenfalls begnügt sich mit diesen kleinen Dingen. Er füllt seinen bescheidenen Platz aus, und da er einen Weg vor sich sieht, so ist er guten Muts, denn jeder Weg führt irgendwohin. Es ist nicht nötig, das Ziel zu kennen. — Von solcher Beschaffenheit ist sein einfacher Glaube.

Doch zuletzt hat man ihm die Arbeit genommen. Etwas Alltägliches; das gleiche Schicksal traf Ungezählte andere — aber es ist dennoch ein besonderes Schicksal, denn mit Acker und Pferd nimmt man den Sinn aus seinem Dasein. Wo eben noch ein Weg war, gähnt jetzt ein Abgrund. Was wird Sebastian tun?

Sebastian wandert. Er nimmt außer dem kleinen Bündel nur seinen einfältigen Glauben mit auf den Weg, und so schreitet er in den Tag hinein, dem Abgrund entgegen. Der Abgrund mag nun ein tiefes Wasser sein, ein Gashahn oder ein Strick an einem Baum — das wird sich finden. Einstweilen zog er aus, eine Brücke zu suchen, die ihn sanft über den Abgrund leitet, und am ersten Mittag rastet er in einem Waldtal, an einem schmalen glasklaren Bach. Als er sich über das Rinnsal beugt, um seinen Durst zu stillen, da sieht er eine Biene hilflos auf dem Wasser zappeln. Er fängt sie mit der bloßen Hand ein, breitet ein Schilfblatt auf der Wiese aus und setzt sie darauf in den prallen Sonnenschein nieder. Da hockt sie nun, armselig, bewegungslos, in dem braunen Pelz glitzern kleine Wasserperlen. Sebastian schaut und vergißt seinen Durst über der bangen Frage: Ist sie nun tot oder nicht? Minuten vergehen, seine Mienen werden traurig. Doch sieh, eben jetzt bewegt sie zaghaft ein Bein, beginnt mit den Fühlern umher zu tasten und wagt ein paar vorsichtige Schritte. Dann breitet sie probeweise die Flügel aus — sie scheinen unverletzt. Sebastian ist in diesem Augenblick sehr glücklich. Essst — summt die Biene und fliegt mit sanftem Gebrumm dem nahen Waldesschatten entgegen. Er schaut ihr nach, nickt nachdenklich vor sich hin, dann trinkt er von dem kühlen Wasser und macht sich auf, seine Wanderung fortzusetzen.

Worauf wartet Sebastian eigentlich? Welche Hoffnung leitete ihn, als er Mundvorrat für zwei Tage mitnahm und seinem Leben diese Frist setzte? Am Abend des zweiten Tages wollte er den Sprung in den Abgrund tun, doch jetzt ist der zweite Abend da, und er sitzt auf der Treppe des Dorfschulhauses. Kinder stehen um ihn her, auch ein paar Frauen und heimkehrende Arbeiter. Sie schauen auf den fremden Mann, der die Mundharmonika bläst, schöner, als irgendein Bursch im Dorf es kann. Der halbe Ort umsteht bereits den Platz, Sebastian sieht die Menge wachsen: Brot, denkt er, etwas Milch, und er entlockt seinem Instrument wunderbare Töne.

Brot und Milch will er, so denkt er also nicht mehr an den Abgrund? Nein, er denkt nur noch an seinen Schützling, einen jungen Hund mit tapsigen Pfoten und feuchten Kinderaugen, der neben ihm auf der Stufe hockt. Im Walde hat er ihn angetroffen, unter einem Felsenvorsprung, als er Schutz suchte vor dem Toben des Gewitters. Ein nasses, winselndes Etwas war ihm da entgegengesprungen, hatte Wärme und Zuflucht bei ihm gesucht. Sebastian teilte das letzte Brot und den verbliebenen Speck mit ihm. Nun hat er nichts mehr, Taps muß verhungern — deshalb sitzt er jetzt hier, spielt auf der Mundharmonika und denkt angstvoll: Milch — Brot.

Ja, er bekommt Milch und Brot, und bekommt ein Nachtlager für sich und den Gefährten, am nächsten Morgen sogar einen Milchkaffee. Alles ist gut, ein neuer Wandertag kann beginnen. Doch trotten jetzt zwei des Weges, wo früher einer alleine ging, und Sebastian erzählt die Geschichte von der Biene. Taps zeigt kein Verständnis, aber Sebastian lächelt. „Esst" hat sie gesummt, als sie davonflog, wirklich, die Erinnerung macht ihn lächeln.

So kommen sie mitsammen in ein abgelegenes Tal, als plötzlich ein Wagen ihren Weg versperrt. Ein Wagen, hochgeladen mit duftendem Grummet, das Hinterrad ist in den Graben gerutscht. Ja, nun muß Taps seinen Schlaf in der Wiese fortsetzen, damit Sebastian die Hände frei bekommt zum Zupacken. Die kleine Frau allein kann das nicht schaffen — warum überhaupt schafft sie allein? Wo ist der Bauer?

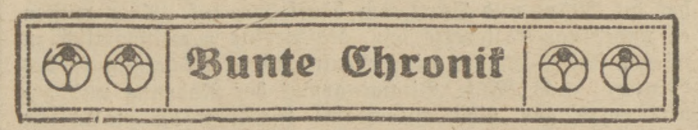
Der Bauer? — Tot. Vor ein paar Tagen haben sie ihn zur ewigen Ruhe gebettet.

Nun, darauf gibt es nichts zu antworten. Aber Sebastian zieht jetzt den Rock aus und die Arbeit fliegt noch einmal so schnell. Vollgeladen steht der Wagen, obenauf sitzt die Frau. Sie hat heiße Backen, als Sebastian Taps zu ihr hinaufreicht. Hüh — sagt er, und schwankend kriecht das Gefährt davon.

Ja, das ist Arbeit nach seinem Herzen. Er hat abgeladen und das Pferd versorgt, als die Frau zur Stallung kommt, ihn zum Nachtmahl zu rufen. Sie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und macht kein Hehl aus ihrem Staunen. Sie schaut das Pferd an, das wohlgeschichtete Grummet — endlich blickt sie auch auf Sebastian. Wenn er sich so gut auf die Sache versteht, mag er bleiben als Knecht, ein Mann muß doch auf den Hof.

Ja, da muß wohl ein Mann her, Sebastian sieht das ein und nickt bedächtig. Er hat es ja immer gewußt: Jeder Weg führt irgendwohin — es ist nicht nötig, das Ziel zu kennen. Aber dies hier ist wohl ein Ziel. Er streichelt Taps, der um seine Füße kriecht und dann trägt er ihn ins Haus.

So endet die Geschichte von Sebastian, dem Narren. Aber vielleicht ist diese Geschichte nicht einmal wahr, ein Märchen nur für unsere Zeit, die Mut und Glauben verloren hat.

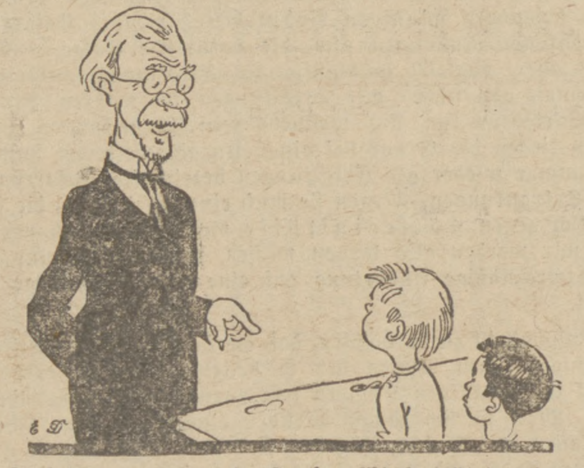


Das tiefste Bergwerk der Erde.

Der Ruhm, das tiefste Bergwerk der Erde zu sein, ist in den letzten Tagen an ein südafrikanisches Bergbauunternehmen übergegangen, dessen Ingenieure bis zu einer Tiefe von 2360 Metern vorgedrungen sind. Bei den heutigen sich ständig steigernden Leistungen der Technik ist allerdings anzunehmen, daß dieser technische Rekord nicht allzu lange bestehen wird.



Kleiner Irrtum.



Lehrer: „Wenn ein starker Wind wütet, wie nennt man das, Hans?"

Hans: „????"

Lehrer: „Na, du weißt es ganz gut. Ein Or . . ., Orr . . . ."

Hans: „Ein Organist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.